# Fabrikler in der "guten alten Zeit"

Autor(en): **Fürstenberger, Markus**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Pestalozzi-Kalender**

Band (Jahr): **59 (1966)**

Heft [2]: **Schüler**

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-987204

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

**Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

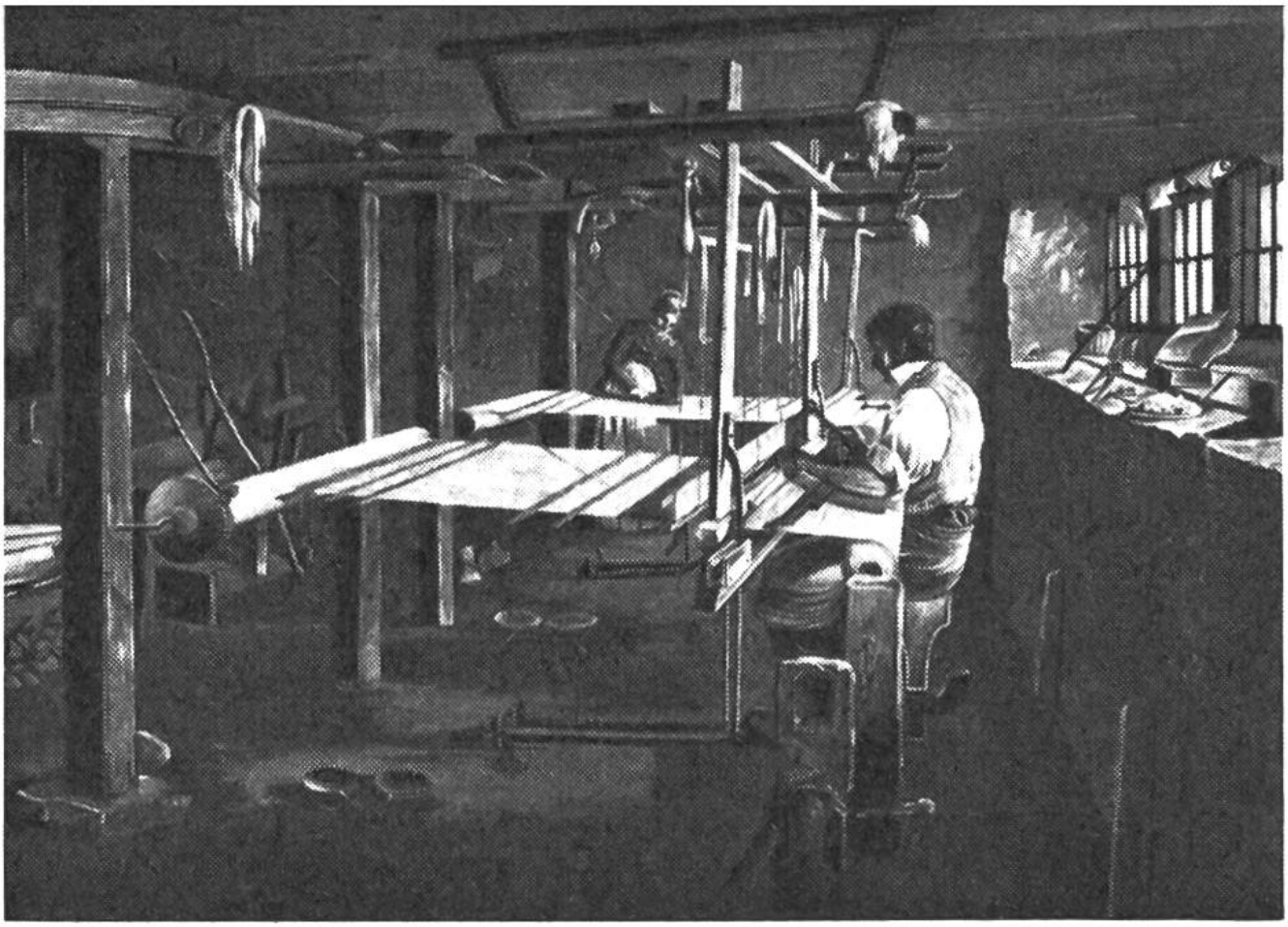
Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

**http://www.e-periodica.ch**

# Fabrikler in der «guten alten Zeit»

Oft heisst es bei uns: «Ja, die gute alte Zeit!», und man denkt an gewisse Epochen des letzten Jahrhunderts. Die Wirklichkeit sah aber gar nicht so rosig aus; wohl war vieles anders, vieles vielleicht etwas gemütlicher, denn Hast und Eile waren seltene Erscheinungen. Sorgen gab es dennoch viele, vor allem finanzielle; der grösste Teil der Bevölkerung hatte zuwenig Geld, die Leute mussten Tag und Nacht arbeiten, um nur einigermassen recht leben zu können.

Noch vor zweihundert Jahren blühte in all unseren Städten der Handel, und in den Dörfern verdienten die Einwohner ihren Lebensunterhalt neben dem Bauernbetrieb durch Heimarbeit. Langsam gab es bereits da und dort kleine Fabriken, die durch Wasserkraft betriebene Maschinen verwendeten. Die Arbeit wurde damals nach einem neuen System erledigt. Ein sogenannter Verleger nahm auf eine bestimmte Ware Bestellungen entgegen, schaffte mit seinem Geld die Rohstoffe dafür an, gab die Verarbeitung bis zum fertigen Produkt aber aus. Nach Vollendung der Ware wurde diese dem Verleger gebracht und dann dem Kunden abgeliefert. Auf solchem Verlagsgeschäft beruhte bis ins 19. Jahrhundert hinein die weitverbreitete Heimindustrie, besonders die der Textilindustrie. 300000 ländliche Heimarbeiter standen vor 1800 im Dienste der einzelnen Verleger. Vier Fünftel aller gewerblichen Arbeit jener Zeit wurde daher in den Bauerndörfern und den verstreuten Bauernhöfen geleistet. Durch den Einbau eines Webstuhles ging die Wohnstube verloren, die Familie hatte so keinen Gemeinschaftsraum mehr, das ganze Leben kreiste meist nur noch um den Webstuhl. Sobald die Kinder mithelfen konnten, mussten sie es tun, viel Zeit zum Spielen blieb nicht mehr. Eine fröhliche Abwechslung



Webkeller im Appenzell

brachte höchstens der Tag der Arbeitsablieferung, denn der Vater brachte dann immer etwas mit, ein Spielzeug oder einen Lebkuchen. Die Heimarbeit vermittelte den Bauern den zusätzlich so notwendigen Verdienst, der oft, damit die Ware pünktlich abgeliefert werden konnte, in langen Nächten erarbeitet wurde. Stadt und Dorf teilten sich in eine Aufgabe, beiden war geholfen; den grösseren Nutzen zogen allerdings die städtischen Verleger daraus.

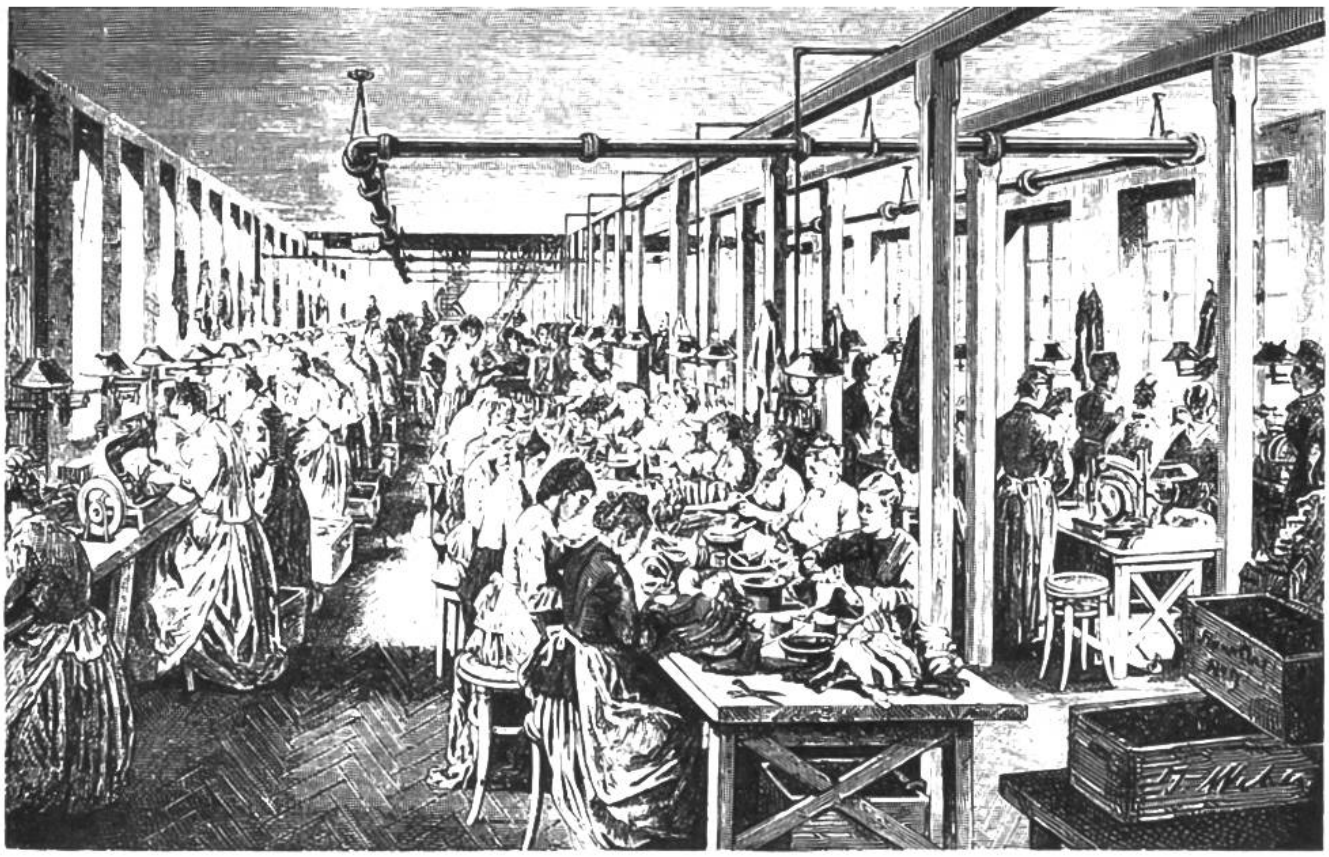
Plötzlich änderte sich die Lage; mit Kummer sahen die vielen Heimarbeiter ihrer Zukunft entgegen, als neben dem Handbetrieb und dem alten Handapparat immer mehr Maschinen auftauchten. Eine Fabrik um die andere entstand, und die Aufträge aus der Stadt wurden immer kleiner und seltener, denn die Maschine besorgte die Arbeit rascher und billiger. Dazu kam noch das System der Serienarbeit; jeder Arbeiter erledigte nur eine kleine bestimmte Aufgabe, der nächste führte sie sofort weiter, der letzte Arbeiter vollendete sie. Bei diesem Vorgang spielte die

Hast eine grosse Rolle, alles musste schnell, noch schneller vorwärtsgehen. Da ist es nicht verwunderlich, wenn sich die arbeitslosen Heimarbeiter zusammenrotteten und gegen das Neue protestierten. In Uster im Zürcher Oberland gingen die vielen Heimarbeiter sogar so weit, dass sie 1832 die Spinnereifabrik anzündeten. Doch der Siegeszug der Maschine konnte so nicht aufgehalten werden. An verschiedene Orte, vor allem an Flussläufe, baute man Fabriken, und die Leute der Heimindustrie zogen als Arbeiter in die nächste Fabrik. Die Landwirtschaft ging so immer mehr zurück und wurde stark vernachlässigt. Bei Missernten zeigten sich die Folgen dieser Verlagerung besonders deutlich. Dazu kamen in verschiedenen Jahren Hungersnöte mit all ihren traurigen Begleiterscheinungen.

Durch die Fabriken bekam nicht nur das Dorf ein anderes Gesicht, das ganze Leben änderte sich, die meisten Dorfbewohner arbeiteten den ganzen Tag, um bei geringer Entlöhnung und schlechten Verhältnissen ihr Leben durchzuschlagen. Der Zwang der strengen Fabrikordnung bedrückte sie, vorher waren sie ziemlich frei gewesen, jetzt aber Glied einer Masse.

Im Jahre 1860 betrug der durchschnittliche Stundenlohn eines Arbeiters 11,5 Rappen; um ein Pfund Brot kaufen zu können, musste er zwei Stunden tätig sein; für ein Pfund Rindfleisch reichte es nach 4½ Stunden, das Geld für ein Pfund Butter erreichte er erst nach 6 Stunden und 18 Minuten. Der Lohn einer Frau oder eines Kindes war weniger hoch. Die tägliche Nahrung der Dorfbewohner war daher sehr mangelhaft und einseitig; Kleider wurden selten gekauft, zu besonderen Anschaffungen und Ausgaben reichte es nie.

Die Betätigung der Maschinen erforderte keine grosse Körperkraft und keine besondere Geschicklichkeit; viele Verrichtungen konnten daher nach der Meinung mancher Fabrikanten gut von Frauen und Kindern ausgeführt werden. Diese arbeiteten viel billiger und länger, an einzelnen Orten 13–19 Stunden pro Tag. In England gab es Frauen, die von morgens 6 Uhr bis nachts



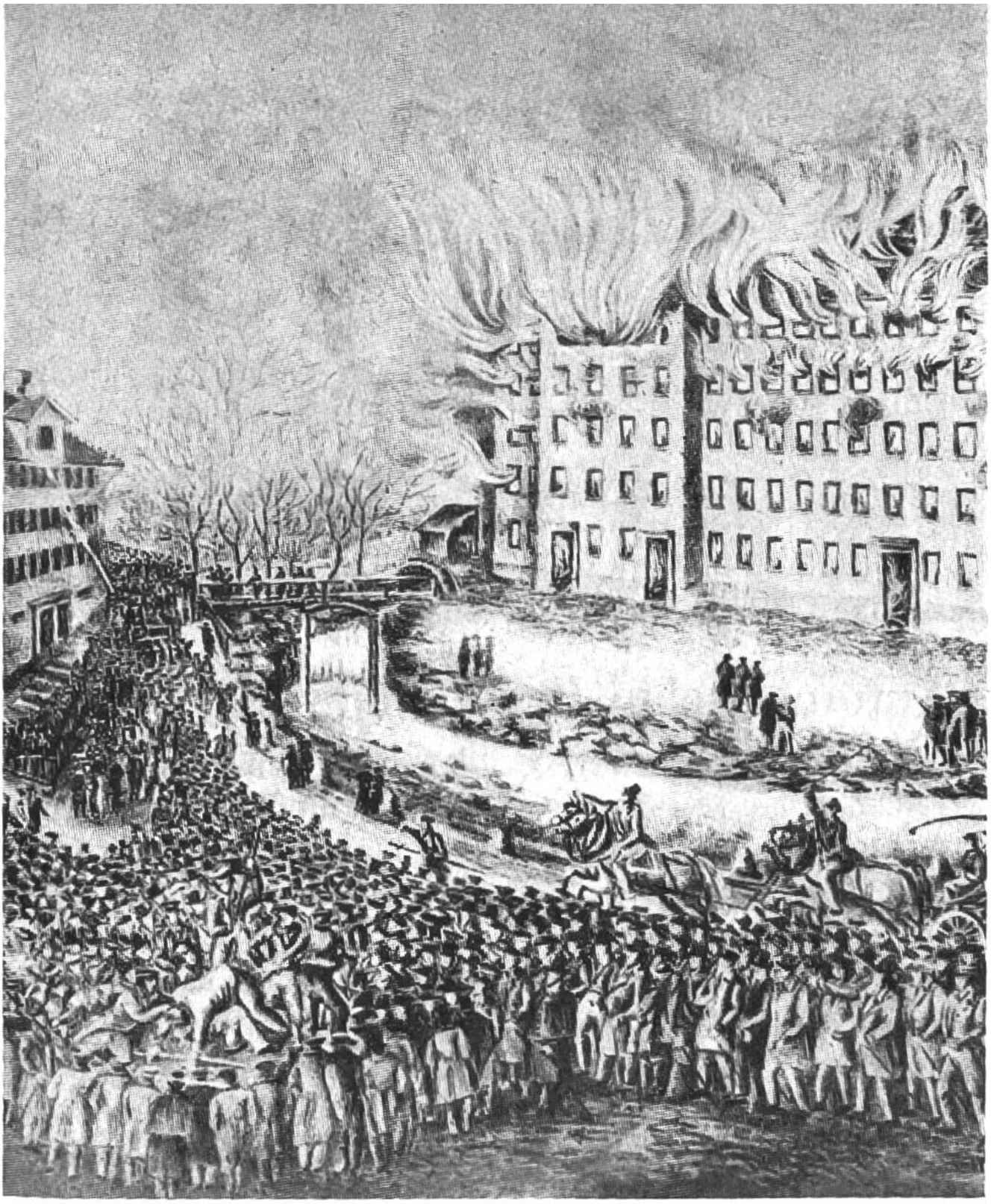
Industrieller Betrieb um 1900. Schuhfabrik Bally in Schönenwerd

12 Uhr in der Fabrik tätig waren. Die hygienischen Verhältnisse in den Fabriken und die Wasserableitung waren mangelhaft; Staub und Dunst erfüllten die heisse Luft. Eigentliche Schutzvorrichtungen gab es keine, Unfälle waren daher häufig, eine entsprechende Lohnentschädigung wurde aber nie ausbezahlt; nur wer arbeitete, verdiente. Wer zudem seine ihm zugeteilte Arbeit nicht korrekt erledigte, wer pfiff oder sich verspätete, erhielt Lohnabzug. Mancher Arbeiter hörte am Wochenende, dass er keinen Lohn erhalte, ja dass er sogar Schulden habe!
Da die Mütter in der Fabrik weilten, konnten sie weder für ein wohnliches Heim noch für die Kinder sorgen. Die kleinsten Kinder wurden von älteren gehütet, obwohl diese selbst noch hätten beaufsichtigt werden sollen. Der Mann fand am Abend beim Heimkommen keine Mahlzeit und keine Behaglichkeit vor. Da ist es geradezu begreiflich, wenn die Männer oft ausblieben und grosse Teile ihres Lohnes im nächsten Wirtshaus vertranken. Eine schlechte Behandlung erfuhren die Kinder in der Fabrik; sogar Sechsjährige leisteten harte Arbeit. Ihre Verpflegung war

ungenügend, viele starben an Erschöpfung oder litten während ihres späteren Lebens noch lange an Krankheiten, die sie sich in der Fabrik geholt hatten. Damit die Kinder wach blieben, erhielten sie Schläge. Gearbeitet wurde auch während der Nacht und an Sonntagen. Erst mit der Zeit wurde die Arbeitsdauer der Kinder auf täglich 12 Stunden festgelegt und das 9. Altersjahr als Mindestaltersgrenze bestimmt. 1877 endlich kam das Verbot zustande, Kinder unter 14 Jahren in Fabriken zu beschäftigen; Nacht- und Sonntagsarbeit wurden damals grundsätzlich untersagt.

Das Leben in einem Dorf mit Fabrikarbeitern nahm so meist einen eher düsteren Verlauf. Unzufriedenheit, Familienzank, übermässiger Genuss von Alkohol und schwere Kinderschicksale kennzeichneten den Alltag. Einzig in den Bauerndörfern gab es noch so etwas wie ein heiteres Leben. Nur die Stellung der Knechte war ungenügend; wie die Kinder und Frauen in den Fabriken wurden die Knechte auf den Höfen ausgenützt. Über einen Sonntagnachmittag in einem Bauerndorf um 1860 heisst es, wohl etwas zu schön: «In der wärmeren Jahreszeit sitzen an Sonntagnachmittagen und noch mehr am Abend da und dort einzelne Bewohner vor den Häusern zusammen. Die Männer rauchen ihre Pfeifchen oder nehmen zuweilen eine Prise und unterhalten sich gegenseitig über das Wetter, erzählen sich die Tagesneuigkeiten, gar oft auch politische und verbringen so die Zeit. Die jüngere Generation geht in dieser Zeit gerne spazieren, der Jüngling, und leider oft auch schon der Schulknabe, raucht seine Zigarre und baut Luftschlösser. Der Handwerker oder der Berufsmann trinkt am Sonntag wohl auch sein Glas Wein und liest die Zeitung dazu oder unterhält sich mit einem Mitbürger oder den durchreisenden Fremden über die Politik von Napoleon oder Amerika und dergleichen und freut sich über den Fortschritt, wo immer er sich zeigen mag.»

Es ging aber sehr lange, bis sich dieser Fortschritt überall zeigte. Noch über Jahrzehnte hinaus war in Städten und grösseren



Der Brand von Uster, 1832

Dörfern viel Armut anzutreffen. Die Behörden bemühten sich jedoch immer ernsthafter, die Lage der mittellosen Arbeiterfamilien zu verbessern, denn sie sahen ein, dass auch dieser immer grösser werdenden Bevölkerungsschicht das Recht auf ein sorgenfreies Leben zugesprochen werden musste.

Markus Fürstenberger